

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Leipziger **Chorner** **Ostdeutschen** **Zeitung.**

№ 15. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
 von Ludwig Sabisch.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Josipovic erzählte in seiner klaren, überlegten Weise den Hergang der plötzlichen Erkrankung der Baronin und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Mehr weiß ich nicht. Mir ist Alles ein Räthsel und ich hoffe nur, daß mein theurer Freund in seiner Herzensangst stark übertrieben hat, und es mit seiner Gattin, wenn wir bei ihr eintreffen, schon nicht mehr so schlimm steht, wie er gefürchtet. Dennoch preise ich mein Geschick, daß ich gerade Sie, Herr Doktor, getroffen habe,“ fügte der Slavonier mit einer artigen Verbeugung gegen den neben ihm sitzenden Arzt hinzu.

„Sehr schmeichelhaft,“ entgegnete dieser, die Verbeugung erwidern. „Ich fürchte nur, daß gerade ich dem Herrn Baron nicht willkommen sein werde.“

„Ach, wie dürfen Sie das denken!“ rief der Slavonier aus.

„Der Herr Baron hat aus seiner Antipathie gegen alle Aerzte und besonders gegen mich nie ein Hehl gemacht,“ entgegnete Holmgren mit der ihm eigenen Offenheit.

Josipovic zuckte die Achseln. „Das ist seine Schwäche; aber jetzt, wo es das Leben seiner angebeteten Fanny gilt, wird er überglücklich und Ihnen ewig dankbar sein, wenn es Ihnen, wie ich mit Sicherheit hoffe, gelingt, sie zu retten.“

Der junge Doktor hielt es für überflüssig, hierauf noch etwas zu erwidern. Beide schwiegen und bald hatte man die stattliche Villa erreicht, denn der Slavonier hatte auch während der Unterhaltung das Pferd zum raschesten Laufe angetrieben; er sprang jetzt rasch aus dem Wagen und mit jener gewinnenden Artig-

keit, die er zu entfalten wußte, wollte er dem Arzt die Hand reichen, aber dieser hatte sich ebenso rasch schon auf der anderen Seite aus dem kleinen Gefährt geschwungen, und Beide traten nun in's Haus. „Gestatten Sie mir, daß ich vorangehe und Sie führe,“ sagte Josipovic, und er eilte mit so hastigen Schritten die Treppe hinauf, daß ihm der Doktor kaum zu folgen

vermochte. „Einen Augenblick, ich bin gleich wieder hier,“ und er verschwand in dem nächsten Gemach, um wirklich schon nach wenigen Sekunden zurückzukommen und Holmgren mit gedämpfter Stimme zu bitten, in das Zimmer der Baronin zu treten.

Der Arzt folgte dem Geheiß; seine Augen mußten sich erst an die hier herrschende Dämmerung gewöhnen. Eine einzige an der Decke hängende Ampel verbreitete ein sanftes, mattes Dämmerlicht, das alle Gegenstände des Zimmers mehr zu verhüllen als zu erleuchten schien. Dort im Hintergrunde stand das Himmelbett der Baronin, die blau seidene Vorhänge waren etwas zurückgeschlagen, und er sah jetzt eine Männergestalt vor dem Bett, die regungslos dastand, das Antlitz auf die dort Ruhende gerichtet. Es war der Baron; er mußte den Eintritt des Arztes nicht gehört oder nicht beachtet haben, denn er verharrte regungslos in seiner Stellung, auch als sich der Letztere näherte.

Ein Blick auf die bleichen, starren Züge der dort Ruhenden beehrte den jungen Arzt, daß hier seine Hilfe zu spät komme. Die unglückliche Frau hatte bereits ausgelitten — sie war todt. „Herr Baron,“ wandte er sich leise an den düster vor sich hinstarrenden Mann, um sich bemerklich zu machen.

Bei dieser Anrede wandte Baron Ehrenreich das Haupt, und als er den Doktor erblickte, ergriff er dessen Hand und rief schmerzlich aus: „O, hier kann Niemand mehr helfen, ich wußte es. Meine einzige, theure Fanny! Sie ist mir auf immer entrisfen!“ Und in wilder Verzweiflung beugte er sich über das kalte, blasse Antlitz und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Und wie ist das so plötzlich gekommen?“ fragte der Arzt leise und von dem Anblick der jungen Frau, die ein jäher Tod hinweggerafft, seltsam bewegt; er hatte ja die Baronin noch gestern



Segelschlittschuhlaufen auf dem Hudion (Nordamerika). (S. 115)

zufällig gesehen, blühend, voll überströmender Lebenslust, und heute war sie eine Leiche.

Der Baron antwortete nicht; er flüsterte der Verstorbenen leise die zärtlichsten Worte zu, als könne sie ihn noch hören. An seiner Stelle antwortete der Slavonier, der geräuschlos in das Sterbezimmer gefolgt war. „Ich erzählte Ihnen schon, mein Freund hat seiner Gattin selbst eine Medicin gebracht, ein ganz unschuldiges Mittel; ach, da steht sie ja noch,“ und er wies mit der Hand auf ein halb geleertes Glas, das auf einem Seitentischchen in der Nähe des Bettes stand, und das seine scharfen Augen trotz der hier herrschenden Dämmerung sogleich bemerkt hatten.

Der Doktor nahm das Glas in die Hand, roch daran und nachdem er seinen Inhalt geprüft, schüttelte er den Kopf, und sich zu dem hinter ihm stehenden Slavonier wendend, sagte er leise: „Ich fürchte, das Glas enthält eine sehr bedenkliche Substanz, und die Baronin ist an Gift gestorben.“

„Um Himmels willen, sagen Sie das nicht!“ flüsterte Jospovic ebenso leise, aber mit allen Zeichen der furchtbaren Bestürzung zurück. „Das ist unmöglich! Mein Freund hat mir selbst gesagt, was die Medicin enthält; wenn ich nicht irre, war es ein Extrakt von unreifen Wallnüssen. Ist es nicht so, lieber Felix?“ wandte er sich zu dem Freunde und berührte dessen Schulter, während der Baron, für den nichts mehr auf der Welt vorhanden schien, als sein Joesen von einem raschen Tode hinweggerafft angebetetes Weib, bis jetzt noch immer regungslos in seiner Stellung verharrt hatte. Bei der Berührung Jospovic's erhob der Baron das Haupt und rief verzweifelt aus: „O Freund, laß mich, ich habe Alles verloren! Selbst all' meine zärtlichsten Worte vermögen sie nicht mehr zum Leben zu wecken!“

War diese Verzweiflung echt oder nur eine Komödie? Der junge Arzt konnte und wollte sich darüber noch selbst kein Urtheil bilden; er mußte nur wissen, was es mit der Medicin für eine Bewandniß habe, und er richtete deshalb an den Gatten der eben Verschiedenen direkt die Frage: „Entschuldigen Sie, was haben Sie Ihrer Frau Gemahlin verordnet und was enthält dieses Glas?“

Der Baron strich sich über die Stirne, es fiel ihm sichtbar schwer, seine Gedanken soweit zusammenzuraffen, um auf diese Frage eine Antwort zu ertheilen, er würde sie vielleicht auch nicht weiter beachten haben, aber die klugen hellen Augen des Doktors ruhten dabei so forschend und durchdringend auf ihm, daß er aus seiner trostlosen, zerrissenen Gemüthsstimmung mächtig aufgerüttelt wurde und nach einigem Nachsinnen dieselbe Auskunft über seine verordnete Medicin gab, die er schon dem Freunde ertheilt hatte.

„Ich fürchte, daß dann ein verhängnißvoller Irrthum oder eine unselige Verwechslung vorgefallen, denn allen Anzeichen nach ist Ihre Frau Gemahlin an Gift gestorben, und auch das Glas —“

Der Baron sprang bei diesen Worten in die Höhe und starrte den Arzt wie verwirrt und geistesabwesend an, dann schlug er die Hände vor das Gesicht und preßte tonlos hervor: „Ach, ich habe schon dasselbe gefürchtet!“

„Was sagst Du, Freund!“ rief Jospovic ganz entsetzt aus. „Bedenke, was Du sprichst, es ist ja unmöglich! Du hast mir die Flasche selbst gezeigt, aus der Du die Medicin genommen, sie kann kein Gift enthalten haben, das wäre ja entsetzlich!“

„Nein, sie enthält kein Gift, und doch waren es alle Symptome der Vergiftung, unter denen meine arme Gattin verschied, und weil ich dies selbst beobachtet habe, zuckt es so furchtbar durch mein Hirn, bin ich dem Wahnsinn nahe —“

Der Baron griff an seinen heißen, glühenden Kopf und sank dann wie gebrochen auf den Stuhl nieder, der an dem Bette seiner Gattin stand.

„Das ist freilich sehr räthselhaft,“ sagte der junge Arzt nachdenklich. „Gestatten Sie mir, um in dies Dunkel ein wenig Licht zu bringen, den Inhalt des Glases näher prüfen zu lassen und vielleicht sind Sie auch so gütig, mir die Flasche mitzugeben, aus der Sie die Medicin entnommen haben.“

Der unglückliche Mann gab keine Antwort und verharrte in seinem düsteren Hinbrüten, auch als der Doktor seine Frage wiederholte; es war, als ob er für die Außenwelt völlig erstorben sei, und erst, als der Slavonier theilnahmsvoll die Hand auf seine Schulter legte und ihm leise zuflüsterte: „Hast Du nicht gehört, was Herr Doktor Holmgren wünscht?“ erhob er wieder den Kopf und starrte seinen Freund mit müden, halbverglasten Augen fragend an.

Jospovic theilte ihm nun das Verlangen des Arztes mit, aber der Baron nickte nur zustimmend mit dem Haupte, ohne ein Wort zu verlieren, und dann verfant er wieder in sein finsternes, trostloses Hinbrüten, ohne weiter zu beachten, was mit ihm vorging.

Da der junge Arzt sah, daß der Unglückliche doch nicht mehr aus seinem düsteren Hinstieren zu erwecken war, so machte er nur eine stumme Verbeugung gegen ihn, ergriff dann das halbgeleerte Glas und verließ damit vorsichtig das Sterbezimmer. „Wo hat der Baron seine kleine Hausapotheke?“ wandte er sich jetzt zu dem Slavonier.

„Doktor, Sie werden doch nicht glauben, daß hier ein Verbrechen vorliegt?“ fragte Jospovic und ergriff dabei so heftig den Arm des Arztes, daß dieser Mühe hatte, das Glas festzuhalten und gegen ein Verschütten seines Inhaltes zu schützen.

„Das wage ich nicht anzunehmen, jedenfalls liegt hier ein sehr verhängnißvolles Versehen zu Grunde,“ entgegnete Holmgren ruhig; „aber zunächst eine Bitte: Sie sind hier zu Hause, wollen Sie nicht die Güte haben, mir ein kleines reines Fläschchen zu verschaffen?“

„Sehr gern,“ sagte der Slavonier und zog die Klingel, um dem erscheinenden Mädchen, einer Italienerin, sogleich den Befehl zu ertheilen, das von dem Arzt Gewünschte herbeizubringen, der jetzt das Glas sorgfältig auf den nächsten Tisch gestellt hatte und es nun aufmerksam zu betrachten schien.

„Lieber Doktor,“ begann der Slavonier von Neuem und entfaltete dabei eine Liebenswürdigkeit, wie er sie gerade dem jungen Arzte gegenüber früher nie gezeigt hatte, „darf ich Sie bitten, unter allen Umständen nicht zu vergessen, daß mein Freund zu den edelsten, reinsten Menschen gehört, daß ich ihn verehere als das Ideal einer groß und herrlich angelegten Natur, und daß er seine Frau grenzenlos geliebt hat, wie Ihnen jetzt schon sein ungeheurer Schmerz beweisen mag, und deshalb —“ Er wurde durch das Eintreten des Mädchens an seiner weiteren Rede verhindert.

Doktor Holmgren hatte dem Slavonier gleichmüthig zugehört; er machte sich im Stillen schon jetzt seine eigenen Gedanken, aber er hütete sich, sie laut werden zu lassen, denn er wollte ohne jede Voreingenommenheit der räthselhaften Sache auf den Grund zu kommen suchen. Ohne ein Wort darauf zu antworten, ergriff er das herbeigebrachte Fläschchen, hielt es an das Licht, um zu prüfen, ob es völlig rein sei, und zum Ueberfluß nahm er die auf dem Tische stehende Wasserflasche und spülte damit das Fläschchen noch einmal sorgfältig aus. „Sie sehen, es ist jetzt völlig rein,“ wandte er sich dann zu dem Slavonier, es ihm hinhaltend, und als

Jospovic, der jede Bewegung des Arztes scharf und achtsam verfolgt hatte, nur zustimmend mit dem Kopfe nickte, goß der Arzt sorgsam den Inhalt des Glases in das Fläschchen; nachdem er dies gethan, holte er sein Feuerzeug heraus und zündete eine auf einem Seitentische stehende Kerze an. Dort lag auch ein Schreibzeug und etwas Siegelack, wie er schon bemerkt hatte, und sich von Neuem an den Slavonier wendend, sagte er sehr höflich: „Und darf ich Sie einen Augenblick um Ihren Siegelring bitten?“

Jospovic zog bereitwillig seinen Ring, der mit einem Chrysopras geschmückt war, vom Finger.

Als der Doktor jetzt mit dem Ringe das Fläschchen versiegelte, sah er erst, daß der seine Abdruck eine sich bäumende Schlange zeigte, und darüber die Worte mit feiner, nur dem schärfsten Auge erkennbarer Schrift eingravirt waren: „Ne me touche pas.“ (Rühre mich nicht an.) „Ich danke Ihnen,“ sagte er, und den Ring zurückreichend fügte er hinzu: „Darf ich Sie jetzt noch bemühen, mir die Hausapotheke des Barons und die Flasche zeigen zu wollen, aus der er die Medicin entnommen hat?“

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Doktor,“ entgegnete der Slavonier artig, „aber ich will Ihnen offen bekennen, auf mich machen all' Ihre so ängstlichen Vorkehrungen einen beunruhigenden Eindruck; ich werde den Gedanken nicht los, daß meinem armen Freunde irgend eine Gefahr droht, und doch schwöre ich Ihnen —“

„Ich thue nur, was in diesem Falle meine Pflicht als Arzt erfordert,“ unterbrach ihn Holmgren ruhig.

Jospovic stieß einen leisen Seufzer aus, strich sich über die Stirn, als könne er damit alle in ihm aufsteigende Besorgniß selbst verscheuchen, und mit der gewohnten Höflichkeit sagte er jetzt: „Darf ich Sie dann bitten?“ — und kaum hatte man das Laboratorium des Barons erreicht, da eilte er auf den Schrank zu und bezeichnete sogleich die Flasche, die sein Freund benutzt hatte.

Der Doktor ergriff die Flasche und nachdem er ihren Inhalt mit den Augen sorgfältig geprüft und auch daran gerochen hatte, schüttelte er leise den Kopf, ohne jedoch ein Wort zu äußern. Auch diese Flasche wurde jetzt von ihm in ähnlicher Weise versiegelt, wie vorher das kleine Fläschchen, und nachdem er beide achtsam in die Seitentasche seines Rockes gesteckt hatte, wollte er sich von dem Slavonier verabschieden.

„Und was haben Sie mit den Flaschen vor?“ fragte Jospovic; er hatte wieder seinen Kneifer aufgesetzt, als könne er dadurch weit besser in dem Innern des Anderen lesen.

„Ich werde ihren Inhalt von unserem Apotheker in Riva untersuchen und feststellen lassen.“

„Lieber Doktor, so viel ist gewiß, die große Flasche kann kein Gift enthalten, ich habe ja selbst davon getrunken.“

Holmgren sah den Slavonier verwundert an. Warum trat denn der Mann erst jetzt mit dieser Behauptung hervor? Und wenn sie auf Wahrheit beruhte, wie war denn das Gift in das Glas gekommen, von dem die Baronin genossen und das unzweifelhaft ihren Tod herbeigeführt hatte? Das mußte die Sache noch räthselhafter machen und auf den Baron einen weit schlimmeren Verdacht werfen. Dann war die Vergiftung seiner Gattin kein Versehen mehr, dann mußte eine böse Absicht vorliegen.

„Es ist so, wie ich Ihnen sage,“ versicherte Jospovic, „und deshalb bin ich der festen Ueberzeugung, daß die arme Baronin nicht an Gift, sondern eines ganz natürlichen Todes gestorben ist, und ich hoffe zuversichtlich, daß die Untersuchung der Medicin meine Behauptung bestätigen wird.“

„Das wollen wir hoffen,“ entgegnete der junge Arzt mit einer Verbeugung und wollte dann das Zimmer verlassen; aber Jospovic ergriff noch einmal seine Hand, und ihm bittend, mit feuchten Augen in's Antlitz blickend, sagte er: „Nicht wahr, lieber Doktor, Sie werden ohne Vorurtheil sein, ohne jedes Vorurtheil!“

„Gewiß,“ bestätigte dieser ruhig, und obwohl er gewahrte, daß der Slavonier noch viel auf dem Herzen zu haben schien und ihn noch länger zurückhalten wollte, machte er gegen ihn eine letzte Verbeugung und schritt hinaus.

Jospovic warf sich in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

2.

Doktor Holmgren hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß der Inhalt des von der Baronin halbgelehrten Glases Gift, und nach seiner Vermuthung wahrscheinlich Strychnin enthalte; aber er wollte so weit wie möglich in dieser Sache seine Hände frei haben, und deshalb hatte er die Prüfung des Inhalts der beiden Flaschen dem Apotheker übertragen. Der Mann konnte nur durch die sorgfältigste wissenschaftliche Analyse, wie durch ein vorgenommenes Experiment, die Annahme des jungen Arztes bestätigen. Das kleine Gläschen allein enthielt schon Strychnin in solcher Menge, daß ein paar Tropfen hingereicht hätten, einen Menschen zu vergiften. Ebenso der Inhalt der großen Flasche entsprach völlig der Annahme des Doktors. Zwar bestand derselbe aus einem Extrakt aus jungen Wallnüssen, der mit rektifizirtem Spiritus destillirt war, jedoch nicht ohne jene gefährliche Beimischung. Jetzt blieb Doktor Holmgren nichts weiter übrig, als dem Gericht von dem Vorfalle Anzeige zu machen und der Behörde zu überlassen, welche Schritte sie zur Aufklärung der dunklen Angelegenheit thun wolle. Es wurde an entscheidender Stelle die sofortige Secirung der Leiche beschlossen.

Als sich Doktor Holmgren mit noch einem Kollegen und den betreffenden Gerichtsbeamten im Hause des Barons einfand, um den von der Behörde erhaltenen Auftrag zur Ausführung zu bringen, waren bereits alle Vorkehrungen zur Bestattung der Verstorbenen getroffen. In wenigen Stunden sollte die irdische Hülle der schönen, so rasch aus dem Leben geschiedenen Frau der Erde anvertraut werden. In einem Saale des Erdgeschosses war die Leiche bereits aufgebahrt. Cypressen, Lorbeeren, untermischt mit blühenden Rosenbäumen, standen wie in stiller Trauer im Hintergrunde, während zahllose Blumen und Kränze das Lager der schönen bleichen Frau schmückten und darüber hinwegzutauschen suchten, daß ihre Seele bereits dem Körper entflohen. Eine mächtige Fächerpalme breitete sich zu Häupten der Entschlafenen aus, als wolle sie ihr von dem tiefen Frieden der Ewigkeit zuflüstern.

Am Ende des Paradebettes saß der Baron auf einem Stuhle und blickte so starr und regungslos in das Antlitz seiner Gattin, wie er sich schon in der ersten Stunde ihres Hinscheidens gezeigt hatte. Die Außenwelt schien nicht mehr für ihn vorhanden zu sein, und so zerschmettert, so völlig gebrochen war er die ganze Zeit über geblieben, wie den Anknümlingen Jospovic mittheilte, der sie allein empfangen und auf ihren Wunsch in den Salon geführt hatte. Der Slavonier mußte sogleich geahnt haben, in welcher Absicht die Herren erschienen waren, denn bei ihrem Anblick zuckte er ganz erschrocken zusammen und unwillkürlich brach es leise von seinen Lippen: „Armer Freund.“ — Als ihm nun Doktor Holmgren offen den erhaltenen Auftrag des Gerichtes mittheilte, konnte er seine tiefe Bewegung nicht unterdrücken.

„Ich fürchte, das wird meinen armen Freund vollends zur Verzweiflung treiben; ich habe ihn

bis jetzt noch nicht von der Verstorbenen zu trennen vermocht. Wie Sie ihn finden werden, so sieht er schon Tag und Nacht an der Leiche seiner Gattin, und ich habe schon vor dem Augenblick gejittert, wo wir ihm endlich die sterblichen Ueberreste der Theuren entreißen und der Erde anvertrauen müssen. — Gestatten Sie mir wenigstens, daß ich ihn auf diesen neuen, furchtbaren Schlag vorbereite und mit Ihrem Auftrag bekannt mache,“ hatte der Chevalier mit schmerzlichem Lächeln hinzugefügt.

Die Herren waren gern mit dem Anerbieten des Slavoniers einverstanden, überhob es sie doch der peinlichen Aufgabe, den Baron selbst aus seinem Hinbrüten aufzurütteln und ihm den Zweck ihres Kommens mitzutheilen.

Jospovic trat an seinen Freund heran, und wieder schien die Berührung seiner Hand so viel Einfluß zu üben, daß der Baron aus seiner Erstarrung erwachte und die müden, thränenlosen Augen von der Leiche abwandte, um sie ebenso starr und glanzlos auf den geliebten Freund zu richten. Dieser sprach lange flüsternd mit dem Unglücklichen, der anfangs nur gleichmüthig auf ihn hörte und kaum verstanden haben mochte. Endlich wurde er aufmerksam, und seine Augen belebten sich; ein wildes Feuer loderte darin auf, als er sie auf die Anknümlinge richtete, die in der Nähe der Thüre stehen geblieben waren und sich ihm jetzt näherten.

„Fort, fort! Was haben Sie hier zu suchen!“ stieß der Baron heftig heraus und machte eine zurückweisende Handbewegung. „Nimmermehr werde ich gestatten, daß der Körper meiner Frau von einem Secirmesser zerfleischt wird.“

„Wir begreifen Ihren Wunsch, Herr Baron,“ entgegnete der Gerichtsassessor; „aber meine vorgelegte Behörde hat die Secirung angeordnet, und die Pflicht dieser Herren ist es, den Befehl zur Ausführung zu bringen,“ setzte er hinzu, auf die beiden Aerzte zeigend.

„Hier hab' ich allein zu befehlen,“ rief der Baron heftig aus und schnellte von seinem Sitze empor. Es war plötzlich Leben und Bewegung in ihn gekommen, ja, eine wilde Leidenschaftlichkeit hatte sich seines Wesens bemächtigt.

Der Slavonier näherte sich dem Zornigen und sprach ihm leise zu. Die Herren verstanden davon nur die letzten, etwas lauter gesprochenen Worte: „Mache Dich nicht vollends unglücklich.“

Der Baron schüttelte den Kopf; wie sehr er auch sonst gewöhnt war, dem Freunde einen Einfluß über sich einzuräumen, jetzt konnte er seinem Rath und seiner Stimme nicht folgen, eine zu gewaltige Aufregung tobte in ihm, er mußte sich Luft machen. „Nein, nein, es mag geschehen, was da will, ich gestatte die Secirung meiner Gattin nicht,“ und er richtete seine schlanke, jetzt tiefgebeugte Gestalt in die Höhe, als sei er bereit, dem Andrängen der Herren den stärksten Widerstand entgegenzusetzen.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, machen Sie uns den ohnehin peinlichen Auftrag nicht noch schwieriger,“ bat der Gerichtsassessor, mit der ganzen Höflichkeit des Desterreichers. „Es muß sein, wir folgen nur dem Gesetz,“ fügte er mit etwas erhobener Stimme hinzu, um seinen Worten einen größeren Nachdruck zu geben.

„Nimmermehr!“ rief der Baron immer leidenschaftlicher aus. „Ich werde nur der Gewalt weichen und bis zu meinem letzten Athemzug den theuren Leichnam vor jeder entweihenden Berührung zu schützen suchen,“ und der unglückliche Mann stellte sich vor die Todte wie zu entschlossener Abwehr hin; seine übernächtigen müden Augen flammten seltsam, und jede Faser seines Wesens verrieth eine an Irnsinn streifende Erregung seines Inneren. Der Gerichtsassessor schaute rathlos auf die beiden Aerzte. Was sollte man beginnen? Den Aermsten mit Gewalt von der Leiche seiner Frau hinwegreißen?

Oder wollten nicht die Herren jetzt auch ihre Ueberredungskunst entfalten und vielleicht den Mann noch im letzten Augenblick zur Vernunft bringen? Auch diese schienen zu schwanken, was zu thun sei, während der Baron immer aufgeregter wurde. Er mochte wohl ahnen, daß sein Widerstand gegen diese Männer zu schwach sein würde, denn er schrie jetzt verzweifelt: „Leute, kommt mir zu Hilfe!“

Mägde und Diener des Barons waren in der Thüre erschienen und hatten mit ängstlicher Spannung darauf gelauscht, was hier vorgehen sollte. Der Kutscher, ein entschlossener und seinem Herrn treu ergebener Bursche trat jetzt hervor und schien sogleich bereit, dieser Aufforderung Folge leisten, wenigstens sich hilfebereit an dessen Seite stellen zu wollen. Die Sache drohte einen immer bedenklicheren Ausgang zu nehmen. Der Gerichtsassessor dachte bereits darüber nach, ob er nicht zur Unterstützung seines Auftrages Polizei herbeirufen sollte und er schien in den Mienen der beiden Aerzte denselben Gedanken abzulesen, da warf sich der Slavonier rasch entschlossen in's Mittel. „Haben Sie noch einen Augenblick Geduld,“ flüsterte er dem Beamten zu, dann eilte er auf seinen Freund zu, schlang seinen kräftigen Arm um die Brust des Unglücklichen, und ohne seines Widerstandes und seines Lobens zu achten, zog er ihn gewaltsam aus dem Saale.

„Das war ein echtes Freundschaftsstück und brachte uns am besten aus der peinlichen Geschichte heraus,“ sagte der Gerichtsassessor erleichterten Herzens, der sich nur schwer dazu entschlossen hätte, hier Gewalt zu brauchen, und doch wäre es ohne das entschlossene Dazwischentreten des Chevaliers sicher zum Außersten gekommen, daran konnte bei der wilden Erregtheit des Barons Niemand zweifeln.

Auf die beiden Aerzte hatte das Auftreten des Mannes nicht gerade einen angenehmen Eindruck hervorgebracht. Man konnte wohl begreifen, wie schwer es ihm fallen mußte, den Körper seiner Frau einer Secirung preiszugeben; aber so viel klare Vernunft mußte der Unselige unter allen Umständen noch bewahren, um einzusehen, wie nothwendig diese Maßregel sei; sie allein nur konnte ihn von einem häßlichen Verdacht reinigen, der für immer auf ihm ruhte, wenn die eigentliche Todesursache seiner Gattin in Dunkel gehüllt blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Segelschlittschuhlaufen auf dem Hudson.

(Mit Bild auf Seite 113.)

Ein ganz eigenartiger Eissport hat sich seit einigen Jahren in Nordamerika eingebürgert, nämlich das sogenannte Segelschlittschuhlaufen, und namentlich auf der blauen Eisfläche des Hudson sieht man jetzt in jedem Winter zahlreiche Liebhaber desselben. Ein solcher Segelschlittschuhläufer oder Schlittschuhsegler bewegt sich nicht durch die Kraft seiner Füße vorwärts, sondern läßt sich vom Winde mit Hilfe eines Segels treiben, das mittelst einer an seinen Schultern befestigten Stange, welche oben eine Art Raae und in Nackenhöhe eine zweite trägt, mit seinem Körper verbunden ist. Zwei elastische Stäbe, deren untere Enden an den unteren Ripfeln des Segels befestigt sind, während der Sportsman die oberen Enden in den Händen hält, dienen nicht nur dazu, das Segel ausgepannt zu halten, sondern es auch derartig zu regieren, daß es sowohl den von hinten, als von den Seiten kommenden Wind auffängt. Ein geschickter Schlittschuhsegler kann somit alle Bewegungen ausführen, die mit einem Segelboot möglich sind; sogar gegen den Wind anzutreten, gelingt gewandten Läufern. Die größte Schnelligkeit aber, die einem gewöhnlichen Eisenbahnzuge gleichkommen soll, wird nur dann erzielt, wenn man einen nicht zu schwachen Wind im Rücken hat, wie der Lauffer auf unserer Illustration.

Die „Quatembermandl“ in München.

(Mit Abbildung.)

Wer an einem Quatembertage (vierteljährliche Fasttage, welche nach Vorschrift der katholischen Kirche am Mittwoch, Freitag und Sonnabend vor gewissen Feiertagen gehalten werden) Vormittags oder Nachmittags nach 4 Uhr in die Nähe der Münchener Frauenkirche kommt, kann dort die auf unserer Abbildung dargestellten sogenannten „Quatembermandl“ zu Gesicht bekommen. Es sind je sechs alte Männer und Frauen in alterthümlicher Tracht, welche sich nach dem Gottesdienst, dem sie beigewohnt haben, wieder in das Heiliggeist-Spital zurückbegeben, zu dessen Insassen sie zählen. Diese seltsamen Gestalten nehmen sich in dem modernen Verkehr der Großstadt sehr fremdartig aus und erregen daher stets die Aufmerksamkeit der Reisenden, während der geborene Münchener von Kind auf diesen Anblick kennt. Ueber die Entstehung dieses seltsamen Brauches wird meist angegeben, daß er auf einer frommen Stiftung der Herzogin Renata, Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm IV. (regierte mit seinem Bruder Ludwig von

1515 bis 1534, dann allein bis 1556) beruhe, welche in einer Schenkung an das Heiliggeist-Spital bestimmte, daß alljährlich an den vier Quatembertagen je sechs alte Männer und Frauen aus jenem Bürgerhospital in der Tracht jener Zeit am Stifftsaltare der Frauenkirche sowohl einer heiligen Messe, als auch der Rosenkranzandacht beiwohnen sollten.

Die Produktionen und Uebungen des Wiener Bicycle-Clubs.

(Mit Bild auf Seite 117.)

In Oesterreich ist namentlich der seit dem 15. Oktober 1881 bestehende Bicycle-Club in Wien bemüht, den Radsport zu pflegen, und die interessanten Produktionen und Uebungen des Vereins (siehe unser Bild auf S. 117) finden stets zahlreiche Zuschauer. Die regelmäßigen Uebungen werden jeden Montag und Donnerstag von 7 Uhr Abends ab in der Halle des Wiener Skating-Rink abgehalten. Sie sind stets öffentlich, und Jeder, der an diesem Sport Interesse nimmt, hat unentgeltlich Zutritt. Hier erhalten neu-

aufgenommene Mitglieder ihren ersten Unterricht, dann findet das regelmäßige Schulfahren mit Bicycles (Skizze 4) oder auch — namentlich Seitens der teilnehmenden Damen — mit Tricycles (Skizze 3) statt, und endlich produziren sich die geübten Kunstfahrer mit ihren oft wirklich erstaunlichen Leistungen (Skizze 2). Sehr viel Fertigkeit und Sicherheit erfordert das sogenannte Jockeyfahren mit Hindernissen, wie es die erste Skizze veranschaulicht. In dem erwähnten Clublokale finden auch mitunter kleinere Schnellfahrten statt, während die großen Wettfahrten um die Meisterschaft (Skizze 5) stets auf dem Trabrennplatze hinter der Weltausstellungs-Rotunde im Prater abgehalten werden. Derjenige Teilnehmer erhält den Ehrenpreis und eine große goldene Medaille nebst dem Titel „Champion-Amateur-Bicyclist von Oesterreich“, welcher die 1200 Meter lange Rennbahn dreimal am schnellsten durchfährt; der beste Schnellfahrer legte bisher diese 3600 Meter in 7 Minuten zurück. Zwei- bis dreimal in jedem Jahre werden endlich auf dem Trabrennplatze auch internationale Radsfahrer-Wettkämpfe veranstaltet.



Die „Quatembermandl“ in München.

Die goldene Kette.

Erzählung aus dem schlesischen Gebirge.

Von E. v. Rothschütz.

(Nachdruck verboten.)

Das kleine Fenster des Weberhäuschens, vor dem die lustige Tinka aus der „grünen Tanne“ unten eben eine Weile gestanden und mit Kosel geplaudert hatte, fiel klirrend zu, und das Mädchen wandte sich zum Gehen. Drinnen aber saß Kosel noch lange träumerisch vor dem Webstuhl, ohne die Arbeit, die ihr sonst so flink von der Hand ging, wieder aufzunehmen.

Die Freundin, die sie eben verließ, hatte ein ganzes Heer von Gedanken, die sich unter einander bekämpften, in ihr gewekt.

Kosel war die Braut des jungen Forstwartes droben auf der Maschnitz. Als verlassener armer Knabe war er in dem Hause der Großmutter aufgenommen worden, bei der sie selbst auch lebte. Reichlich aber vergalt er

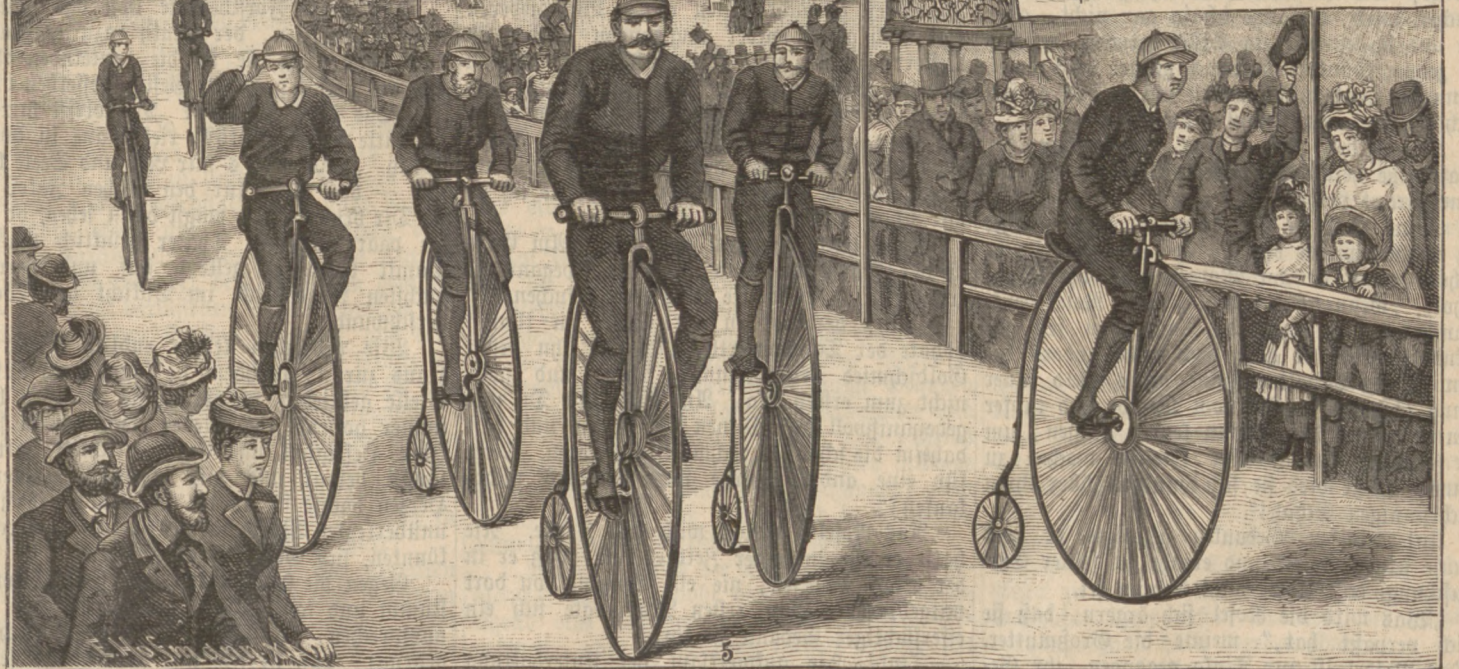
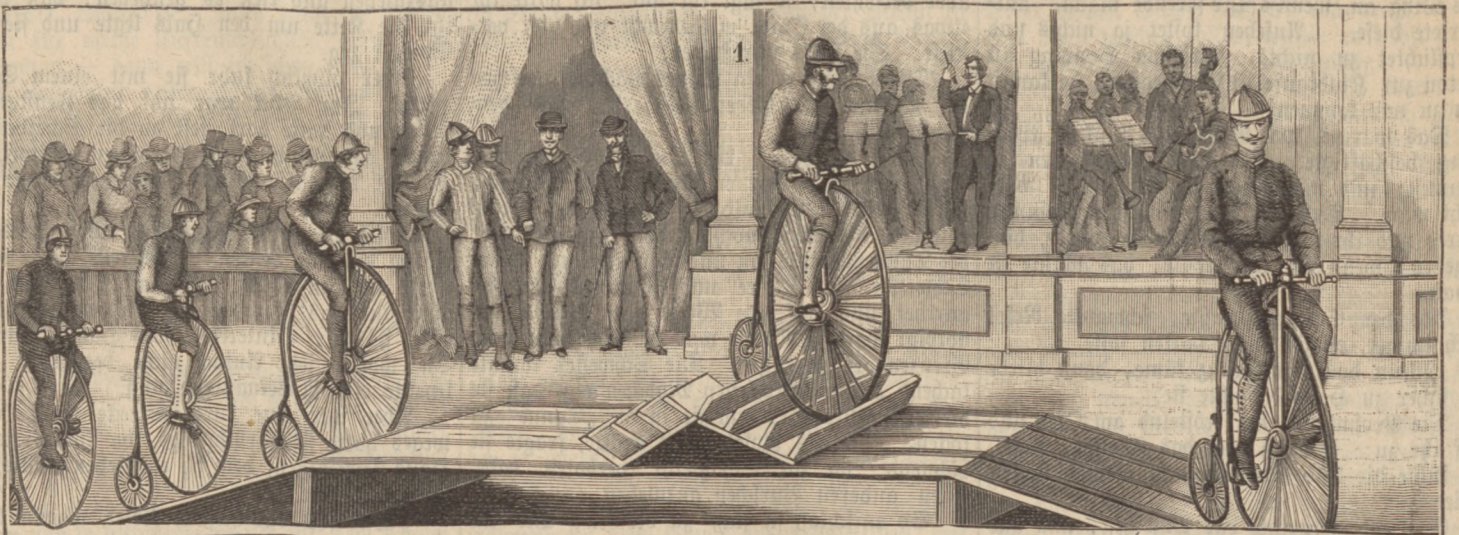
jetzt als erwachsener Mensch die ihm erwiesene Liebe, und sein höchster Wunsch, Kosel als seine Frau in die Försterei einführen zu können, die ihm kürzlich übergeben worden, und der halbtauben alten Frau eine behagliche Heimath bei sich zu bereiten, sollte nun in nächster Zeit in Erfüllung gehen. Warum war denn Kosel so ernst und nachdenklich, wenn sie doch auf die Liebe ihres Franz trauen konnte?

Tinka hatte ihr das Herz einen Augenblick schwer gemacht durch die Erzählungen von all' den Herrlichkeiten, die sie erwartet hätten, wenn sie statt des armen Franz ihren reichen Bruder, den Besitzer der „grünen Tanne“ hätte heirathen wollen. Sie hatte ihr erzählt von der neuen Einrichtung im Hause, von den fünf Kühen im Stall und der Halbhaise im Schuppen, und da mußte die Kosel im Stillen doch einen Vergleich mit dem kümmerlichen Leben anstellen, das ihr droben auf der Maschnitz bevorstand. „Ich sage Dir, all' Dein Reden ist um-

sonst, Tinka,“ hatte sie trotzdem mutthig gesagt, „mein armer Franz ist mir doch lieber, als Dein reicher Bruder. Er ist ein braver, ordentlicher Mensch, ich nehme keinen Anderen als ihn, und wenn ich bei Deinem Bruder auch in Sammet und Seide gehen könnte.“

„Das könntest Du auch!“ warf die schlaue Advokatin ihres Bruders rasch ein. „Der Anton sagte noch gestern, wenn ich die kriege, die ich meine, sollt's mir auf ein hundert Mark zu einem seidenen Hochzeitskleid nicht ankommen, und wenn Du wüßtest, Kosel, was für eine schöne goldene Kette mit einer großen Schaumünze daran er schon für seine künftige Frau bereit liegen hat — ich wette, Du überlegtest Dir die Sache noch einmal.“

Da hatte Kosel hoch aufgehört. Vor Monaten hatte sie eine Braut mit solcher Kette zum Altar gehen sehen, und dieselbe auf das Festigste beneidet. Neugierig fragte sie die Freundin, wie die goldene Kette aussähe.



Produktionen und Uebungen des Wiener Bicycle-Clubs. (S. 116)

1. Jockeyfahrten mit Hindernissen. 2. Kunstfahren. 3. Schulfahren mit Tricycle. 4. Schulfahren mit Bicycle. 5. Wettfahren um die Meisterschaft.

„Komm nur einmal zu uns und sieh Dir das Ding an, wenn's Dir Freude macht,“ antwortete diese. „Ansehen kostet ja nichts und verpflichtet zu nichts. Nächsten Sonntag ist Anton zur Kindtaufe in Grenzendorf, da kannst Du zu mir kommen.“

Das war es, was Rosel nach Tinka's Weggang beschäftigte. Sie hatte versprochen zu kommen, und nun fragte sie sich, ob es wohl recht wäre. Daß der Franz nicht mitkommen würde und ihr auch nicht erlauben würde, hinzugehen, wenn sie ihn fragte, das wußte sie genau.

Als der Sonntag nahte, schwankte Rosel noch immer, ob sie Wort halten solle.

„Wenn doch der Franz käme, dann bliebe ich sicher zu Haus,“ dachte sie.

Die Großmutter saß fröstelnd am Ofen und rief ihr zu: „Schließ doch das Fenster, Rosel, ich fühle die kalte Luft schon in meinen steifen Gliedern.“

Seufzend gehorchte das Mädchen, und gab es auf, nach dem Geliebten auszuschaun. „Was kann er heute zu thun haben?“ überlegte sie. „Gepflanzt wird nicht am Sonntag, Holzhauer sind auch nicht im Walde heut. Da könnte er doch wenigstens am Nachmittag sich 'mal um seinen einsamen Schatz kümmern. Ob nur die Kette vom Anton wirklich echt ist? Sehen möchte ich sie wohl! Wenn ich doch allein hier sitze, warum soll ich mir da nicht auch einmal eine Freude machen?“

Mit raschem Entschluß stellte sie der Großmutter die Kaffeekanne bequem zur Hand in die Ofenröhre, und sagte, ihr Tuch nehmend: „Wenn der Franz kommt, sage nur, ich wäre zur Tinka gegangen. Ihr Bruder ist in Grenzendorf zur Kindtaufe. Da sitzt sie ganz allein zu Haus, und ich habe versprochen, sie ein wenig zu besuchen.“

Dann schritt sie den Fußweg hinab, der vom Abhang, an dem das Häuschen stand, zum Thale führte. „Es wird bald Schnee geben,“ überlegte sie, zu dem trüben Novemberhimmel aufblickend und das Tuch fester um die Schultern ziehend vor dem scharfen Winde, der die schweren Wolken hin und her jagte. „Dann fängt die Jagd in den Revieren an, und Franz kommt noch seltener. Ein wenig zeigen könnte er mir seine Liebe wohl! Geschenke, wie der Tannenwirth seiner Braut machen wird, verlange ich ja gar nicht, aber hie und da einmal ein Stück bringen, welches ich zeigen könnte, so etwas gehört doch dazu, wenn die Leute nicht denken sollen, daß er sich nichts aus seiner Braut macht.“

Zur selben Zeit schritt Franz von der Maschnitz herab dem Weberhäuschen zu, wo seine Braut wohnte.

„Was wird sie für Augen machen,“ dachte er, immer wieder ein Päckchen aus der Tasche ziehend, das er am Morgen aus der Stadt geholt, „wenn ich ihr dies zeige! Rosel denkt manchmal, ich hielte die Taschen zu fest zugeknöpft, aber es geht doch nicht anders bei dem kleinen Gehalt. Habe mir's Geld fauer genug absparen müssen vom Munde und tapfer dem Bierseidel den Rücken kehren müssen, um ihr endlich einmal eine Freude machen zu können. Jetzt wird sie sich wundern über ihren leichtsinnigen Schatz!“

Unter diesen Gedanken gelangte er zum Hause seiner Braut und erfuhr zu seiner Enttäuschung, daß Rosel nicht daheim sei.

„Was wird die Rosel sich ärgern, daß sie Dich verpaßt hat,“ meinte die Großmutter. „Das Mädchel ist zur Tinka gegangen, ihr Gesellschaft zu leisten, weil Anton zur Kindtaufe gebeten ist.“

„Dann werde ich ihr eine Strecke entgegen gehen,“ sagte der junge Mann, freundlich der Alten ein paar mitgebrachte frische Semmeln

neben die Kaffeetasse legend. „Sollten wir uns aber verfehlen, so sagt ihr nur, ich hätte ihr etwas aus der Stadt mitgebracht und hier versteckt. Sie soll's nur suchen.“

Dabei schob er ein kleines Päckchen zwischen die Blätter des Gebetbuchs, das auf dem Fenster Sims lag.

„Gott bezahl's,“ rief ihm die Großmutter nach, aber schon war er zur Thür hinaus und schritt rüstig den Waldweg entlang der Braut entgegen, die ruhig noch in der „guten Stube“ des Tannenwirthes saß und von ihm und seiner Schwester mit Kaffee und Pfannenkuchen bewirthet und auf jede Weise zum Bleiben genöthigt ward. Anton war nämlich nicht nach Grenzendorf gegangen. Die Schwester räumte lachend dem erschrockenen Mädchen ein, daß sie die Rist gebraucht, um sie in die „Tanne“ zu locken, und als Rosel gehen wollte, fragte sie höhrend, ob ihr Schatz ihr verboten habe, einen anderen Burschen anzusehen.

So entschloß sie sich, zu bleiben, und im Ganzen war's auch so gemüthlich, und Anton so höflich und unterhaltend, daß sie es nicht bereute. Die Dämmerung war schon angebrochen, als der junge Mann auf Veranlassung der Schwester die Kette aus dem Schrank holte, die Rosel's Neugier erregt hatte.

„Gelt, so was hat Franz nicht im Kasten liegen?“ sagte er triumphirend. „Wer so apart thut, wie der, bringt's so leicht zu nichts. Alle Förster und Forstwärte haben von jeher hier herum ein Auge zugeblickt bei'm Klasteraufmeffen oder Holzabfabren, und haben sich d'rum nicht schlechter gestanden. Warum will er besser und gewissenhafter sein als Andere?“

Rosel's Gesicht hatte gleich beim Beginn der Rede dunkle Röthe überzogen. Jetzt stieg es wie zornige Gluth in demselben auf.

„Der Franz ist ein ehrlicher Mensch,“ verteidigte sie ihn, „er bleibt lieber arm, als daß er auf schlechten Wegen geht.“

„Wäre auch gar nicht nöthig, unehrlich zu werden, wenn ihm daran läge, ein paar Thaler Geld zu verdienen, um dem Mädchen, das er liebt, eine Freude zu machen. Das Geld liegt für ihn auf der Straße,“ eiferte der Tannenwirth und ließ dabei die dicke goldene Kette vor den Augen des Mädchens in der Abendsonne funkeln und blitzen. „Der rotze Jakob ist aus dem Zuchthaus ausgebrochen, wo sie ihn fünf Jahre fest gemacht hatten wegen Wilddieberei. Hat auch gleich wieder angefangen drüben im Oesterreichischen, und ist auch schon in unserm Reviere gesehen worden. Hundert Thaler sind ausgesetzt für den, der ihn einfängt, denn er ist ein ganz gefährlicher Kerl. Wäre ich Forstwart und hätte einen hübschen Schatz, dem ich gern 'mal 'ne Freude machte, so wollte ich sie mir schon verdienen.“

Rosel hatte gespannt zugehört. „Am Ende ist der Franz schon hinter ihm her,“ begann sie erschrocken. „Er wollte mich heute besuchen —“

„Ach, der hat in der Stadt zu thun,“ höhnte der Tannenwirth, „ich hab' ihn bei'm Goldschmied herauskommen sehen, und zwar nicht zum ersten Mal. Am Ende bist Du nur geheimnißvoll mit Deinen Geschenken und hast daheim die schönsten Schmuckstücke liegen. Denn für eine andere Dirne wird er doch nichts kaufen.“

Aus Rosel's Gesicht wich alle Farbe. Nie hatte er ihr in letzter Zeit erzählt, daß er in der Stadt gewesen, nie ein Geschenk von dort mitgebracht. Zum ersten Mal regte sich ein eifersüchtiger Gedanke in ihr.

Tinka, die aufmerksam der Unterhaltung gelauscht, trat jetzt näher.

„Komm,“ sagte sie, „thu die Kette 'mal um und sieh, wie sie Dir steht.“

„Ich darf mir's nicht merken lassen, wie mir die dumme Rede vom Anton auf's Herz

gefallen ist,“ dachte Rosel, versuchte gleichgiltig auszuweichen und ließ es geschehen, daß Anton ihr die Kette um den Hals legte und sie zum Spiegel zog.

Aber plötzlich fuhr sie mit einem Schrei zurück. Ihr Blick war auf das Fenster gefallen und hatte dort, fest an die Scheiben gedrückt, das Gesicht ihres Verlobten erkannt, der sie mit vorwurfsvollem, zornigem Auge anschaute.

Rosel war sehr erschrocken. Was würde der Anton von ihr denken? Schnell warf sie die Kette auf den Tisch, griff nach dem Tuch, und ohne auf das Zureden der Beiden zu achten, eilte sie zur Hinterthür des Hauses hinaus. Sie wollte jetzt Anton nicht begegnen — sie scheute eine Auseinandersetzung.

Aber nur eine kurze Strecke ihres Heimweges hatte sie zurückgelegt, da fühlte sie die Hand Desjenigen, dem sie entfliehen wollte, auf ihrer Schulter.

„Was soll das heißen, Rosel, warum läufst Du vor mir davon?“ waren die ersten Worte, die an ihr Ohr schlugen. „Warum lügst Du der Großmutter und mir vor, der Anton sei nicht daheim, und dann sitzt Du bei ihm, läßt Dir von ihm eine goldene Kette um den Hals legen und scharwenzelst mit ihm vor dem Spiegel herum? Hab' ich das um Dich verdient durch meine Liebe?“

Der junge Mann war immer heftiger geworden beim Reden und hielt Rosel's Handgelenk so fest, daß es ihr wehe that. Sie hatte nur ein Wort der ganzen Anklage herausgehört und das hatte sie gereizt auf's Aeußerste. Sie sollte gelogen haben, absichtlich und wissentlich den Anton aufgesucht haben! In der Beziehung fühlte sie sich ganz unschuldig. So ging sie denn selbst zum Angriff über und klammerte sich an das letzte Wort des Geliebten.

„Deine Liebe?“ rief sie in bitterem Ton, „an die soll ich noch glauben? Nimmer gibst Du mir einen Beweis davon — spielst den Armseligen, der keinen Heller übrig hat, seinem Schatz eine Freude zu machen, und doch liegt das Geld für Dich auf der Straße. Wenn Du nur Muth genug hättest, Du könntest längst schon die hundert Thaler verdient haben, die auf dem Kopf des rothen Jakob stehen, der oben in Deinem Revier sein Wesen treibt, während Du . . .“

Der junge Forstbeamte ließ das Mädchen nicht aussprechen, der Muth dazu entsank ihr auch schon, als sie in die funkelnden Augen und das zornig geröthete Gesicht desselben blickte.

„Das sagst Du mir? Du wirfst mir vor, ich hätte keinen Muth?“ rief Franz in höchster Wuth. „Und wenn's mir Leib und Seele kosten soll — das Geld für den rothen Jakob will ich Dir bringen, Du magst dann sehen, ob Dich die paar lumpigen Thaler glücklich machen.“ Damit lachte er gellend auf und war im nächsten Augenblicke im Dickicht des Waldes verschwunden. —

Wie gebrochen kehrte endlich Rosel nach Haus zurück, nachdem sie lange noch auf der Stelle geblieben, wo Franz sie verlassen hatte, immer hoffend, ihn wieder erscheinen zu sehen, Ihre Festigkeit und Empfindlichkeit hatte sie längst bereut und mit angstvoll klopfendem Herzen dachte sie an die Möglichkeit, daß ihre unüberlegten Worte den Gefährten dazu treiben könnten, sich Gefahren auszusuchen.

Gegen die Großmutter, die heute besonders stumpf und taub schien, mochte sie sich nicht aussprechen, sie fühlte sich so unglücklich und gedrückt, daß sie sich nur nach Ruhe sehnte; so suchten beide Frauen zeitig ihr Lager auf. Die alte Großmutter hatte längst den Auftrag des jungen Mannes vergessen und sagte der Rosel nichts davon, daß sie nach einem Gruß von ihm suchen sollte.

Am anderen Tage hoffte das Mädchen von Stunde zu Stunde, Franz in die Hütte eintreten zu sehen. „Er kann nicht so unerbittlich sein!“ dachte sie, „mich nicht so strafen wollen für meine Unfreundlichkeit. Wenn er nur kommt — dann will ich schon abbitten — es ist ja unser erster Streit, den wir als Brautleute haben, ich will schon Alles wieder gut machen!“

Aber der Tag verging, und Franz ließ sich nicht sehen. Der schon gestern drohende Schneefall war wirklich eingetreten, und die Berge glitzerten wie Krystall, als endlich gegen Mittag die Sonne eine kurze Zeit lang schien. Als die Nacht kam, legte sich Kosel noch muthloser und verzweifelter zu Bett, als am Tage vorher.

Die Großmutter sah kopfschüttelnd die Enkelin am zweiten Tage unaufhörlich durch das Fenster nach außen spähen und die Hände in stummer Verzweiflung ringen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, aber sie war gewohnt, daß Kosel allein mit ihren Gedanken und Empfindungen fertig wurde, und so kümmerte sie sich mit dem Egoismus des schon stumpf gewordenen Alters nur um das, was ihre eigene Person betraf.

„Das Brod ist so schwarz und sauer!“ klagte sie vorwurfsvoll gegen Abend, als die Enkelin ihr die gewohnte Suppe vorsetzte, und nicht wie sonst ein Stückchen weiches weißes Brod für sie hinzufügte.

„Es thut mir leid, Großmutter,“ entschuldigte sich Kosel, „aber der Schnee ist so plötzlich gefallen, daß ich mich nicht zeitig mit Semmeln versorgen konnte für Dich, und gestern und heute ist keine Handelsfrau gekommen. Du mußt schon mit Schwarzbrod vorlieb nehmen.“

Die Alte warf einen unzufriedenen Blick um sich. „Der Franz denkt immer an mich alte Frau! Er ist besser wie mein eigen Fleisch und Blut,“ murmelte sie. „Er hat mir erst neulich wieder frisches Gebäck gebracht, als er sagte, er wäre in der Stadt gewesen, um für Dich eine Ueberraschung zu holen! Was war's, Kosel?“ frug sie mit plötzlich dämmender Erinnerung. „Was hat er für Dich versteckt dort am Fenster Sims? Er meinte, Du solltest nur gut suchen, vielleicht war's ein Stück Kuchen für Dich, und Du hast ihn aufgeessen, ohne an die alte Großmutter zu denken?“ schloß sie mißtrauisch.

Kosel war an das Fenster geeilt, sobald sie den Sinn der verworrenen Rede der Alten verstanden. Schon hielt sie das Päckchen in der Hand, das ihr beim ersten Griff nach dem Buche entgegenfiel. Es enthielt ein goldenes Kettchen — nicht so schwer und kostbar wie das des Anton, aber doch schöner, als sie je gehofft hatte, eines zu besitzen, und daran hing ein Kreuz aus Bergkrystall. Ein Blick darauf zeigte Kosel ihren und Franzens Namen verflochten darauf eingegraben und ein Datum darunter. Es war der des Tages, an dem sie Beide in dem verlassenen Stollen droben an der Maschnitz den Krystall gefunden, aus dem das Kreuz geschnitten war, nachdem Franz sie dort beim Beerensuchen überrascht und sie gefragt hatte, ob sie seine Frau werden wolle.

Also das waren seine geheimnißvollen Gänge nach der Stadt gewesen! Für sie hatte er dies schöne Schmuckstück machen lassen, und zum Danke hatte sie ihn tief gekränkt und ihn vielleicht in die größte Lebensgefahr dadurch geschickt!

Kosel stand wie vernichtet. Da schreckten schwere Schritte und das Wellen und Scharren eines Hundes vor der Thüre sie empor. Im nächsten Augenblick stand sie einem Manne gegenüber, der ihr wohl bekannt war als einer der Holzhauer, die von Franz in seinem Revier beschäftigt wurden. Neben ihm drängte sich Marco, der Hund des Forstwartes, vor-

über, winselnd und klagend an ihr emporspringend.

„Wir haben heute Nachmittag den Hund im Walde angetroffen,“ begann der Mann in Erklärung seines Kommens am späten Abend, denn schon war die Dunkelheit hereingebrochen.

„Er scheint sich losgerissen zu haben von der Kette. Er läuft so ängstlich jeder Fährte im Walde nach, daß wir nur denken können, er habe seinen Herrn verloren, und da der Forstwart auch von keinem der Arbeiter gesehen worden ist die letzten zwei Tage, und die Försterei oben fest verschlossen, dachte ich, ich wollt' hier nachfragen, Kosel, ob Du nichts von ihm weißt.“

Das Mädchen preßte angstvoll die Hand auf's Herz. „Ich habe den Franz am Sonntag Abend zuletzt gesehen. Kann ihm was zugestoßen sein, Klaus? Meint Ihr, daß er vielleicht mit dem rothen Jakob zusammengerathen sein könnt', der ja wieder da sein soll? Seine letzten Worte klangen so, als wollte er ihn suchen und sich den Preis verdienen,“ berichtete sie stoßend, während sie dem Hunde ein Schüsselfchen mit Milch vorsetzte. „Seht nur, wie der arme Marco verhungert ist! Sicher war der Franz nicht wieder daheim, sonst hätt' er das Thier nimmer vergessen zu füttern,“ fügte sie mit immer steigender Angst hinzu. „Laßt mich mit Euch gehen, Klaus, der Hund wird uns schon auf die rechte Spur bringen, er gehorcht mir auf's Wort, denn ich bin oft mit seinem Herrn und ihm im Wald gewesen. Ich will Euch die Stelle zeigen, wo der Franz in's Dickicht gegangen ist am Sonntag Abend, von da aus wird der Hund sich schon zurechtfinden.“

Alle Gegenreden des Mannes halfen nichts, und so ließ er sich endlich bereit finden, Kosel zu begleiten.

„Ich bitte im Vorbeigehen eine der Frauen, zu Dir zu kommen, bis ich zurück bin,“ beruhigte Kosel die Großmutter, dann drängte sie den Arbeiter und den Hund zur Thüre und eilte mit ihnen in die Dämmerung hinaus, um in den benachbarten Hütten die Bewohner aufzufordern, sich ihnen anzuschließen. Hätte sie geahnt, was die Männer sich untereinander zuflüsterten, als sie bald darauf sich in die verschiedenen Schläge und Schonungen vertheilten, um sie abzusuchen, sie würde vielleicht kaum die Kraft gehabt haben, den schweren Gang mit ihnen zu gehen. Man hatte am Morgen kurz nach einander zwei Schüsse auf der Höhe gehört, und nur weil damals noch nichts vom Verschwinden des Forstbeamten bekannt, und die Furcht vor dem rothen Jakob allgemein verbreitet war, hatte Niemand sich weiter darum gekümmert. —

Und wie stand es um den jungen Forstwart?

Als er am Sonntag Abend voller Zorn und Aufregung sich von der Kosel trennte, hatte er nur einen Gedanken — er wollte den rothen Jakob auffuchen und ihn dingfest machen. Für die Nacht war nicht viel zu thun, aber heimkehren mochte er nicht, er wollte am anderen Morgen bei Tagesanbruch an der Stelle sein, wo er am ersten vermuthete, den Wilddieb anzutreffen. Franz verbrachte einige Stunden der Nacht in einer verlassenen Köhlerhütte und strich dann den ganzen nächsten Tag ruhelos im Walde umher. Der immer dichter fallende Schnee erschwerte seine Nachforschungen, aber Franz war nicht der Mann, der so leicht von einmal gesagten Entschlüssen abging.

„Vielleicht hat's die Kosel nicht so böß gemeint,“ ließ sich wohl hier und da beschwichtigend eine Stimme in seinem Innern vernehmen, aber dann stieg immer wieder ihr Bild vor ihm auf, wie sie laut lachend drunten in der Tanne vor den Spiegel trat und sich vom Anton die goldene Kette um den Hals legen ließ, dreimal so dick wie die, die er ihr

eben heimlich in's Gebetbuch gelegt. So schob er jeden Gedanken bei Seite, umzukehren, ehe er sein Wort eingelöst. Das Geld wollte er der Kosel in den Schoß werfen, und dann — ja was dann werden sollte, wußte er selbst nicht und war ihm auch ganz gleichgiltig.

Er verbrachte auch die nächste Nacht im Walde und schlich vor Tagesanbruch einer Richtung zu, wo er bestimmt glaubte, den rothen Jakob zu treffen, denn die stärksten Hirsche traten dort heraus, um Nahrung zu suchen unter der Schneedecke.

Noch regte sich nichts im hohen Stangenholz, das er durchschritt, in wenigen Minuten mußte er die Stelle erreichen, auf der eben noch der Schein des späten Mondschein's eine schwache Helligkeit verbreitete — da traf ein Büchsenthall sein aufmerksam lauschendes Ohr und schnell stürzte er vorwärts. „Jetzt hab' ich Dich, Bursch,“ rief er und überblickte mit rascher Berechnung das Bild, das sich, nachdem er kaum zwei Minuten gelaufen war, nur wenig Schritte vor ihm zeigte. Der rothe Jakob war es wirklich, der mit geübter Hand einen eben aus dem Dickicht heraustretenden Hirsch erlegt hatte und nun über ihn gebeugt stand, um ihn aufzubrechen. Mit leuchtendem Auge sah Franz, daß der Wilderer so unvorsichtig gewesen war, vorher sein Gewehr an einen Baumstamm zu lehnen, und mit raschem Griff hatte er es in Händen.

„Die Büchse schoß wohl gut?“ rief er aus, näher tretend, um den seiner Ansicht nach Wehrlosen gefangen zu nehmen.

Ein Ruck, eine rasche Bewegung des Wilddiebes brachte diesen jedoch drei Schritte seitwärts, und nach einer dort Liegenden zweiten Büchse greifend, legte er auf den Forstwart an und rief: „Jawohl hat die Büchse gut geschossen! Aber die schießt noch besser! Schau — legst Du meine Büchse nicht gleich nieder und die Deine dazu, schieß ich Dich über den Haufen, daß Du genug hast für diese Welt!“

Franz wußte jetzt, es galt einen Kampf auf Leben und Tod. Ob es seine Büchse war, oder die des Gegners, die eine halbe Sekunde früher abgedrückt wurde als die andere — wußte er nicht. Ihm klang es wie ein einziger Schuß, und doch waren zwei Kugeln geflogen aus den gegen einander gerichteten Gewehren.

Die eine hatte den Wilddieb mitten in's Herz getroffen, daß er lautlos zusammenbrach, die andere war Franz durch beide Beine gegangen, daß er mit dumpfem Wehelaute niederstürzte, unfähig, sich wieder zu erheben.

So lag er unter qualvollen Schmerzen den ganzen Tag. Er wußte, in diese Gegend verirrete sich Niemand so leicht, am wenigsten bei solchem Schneewetter.

Was sollte aus ihm werden? Wer würde daran denken, ihn zu suchen? Wer würde jemals Kosel sagen, daß er noch im letzten Augenblick ihrer gedacht hätte, ihr Alles vergeben und nur den einen Wunsch gehabt, zu wissen, ob auch sie ihm noch zürne?

Er muß es ihr wohl selbst haben sagen können, wenn auch vielleicht nicht gleich in der Nacht, als Kosel und ihre Begleiter und der treue Marco ihn endlich fanden, denn in dem Augenblick war er benutzlos. Aber später müssen sich Beide wohl völlig verständigt haben, denn ich fand sie diesen Sommer schon als junges Ehepaar in dem Forsthaus auf der Maschnitz. Kein Schatten schien auf ihrem Glück zu ruhen. Sie erzählten mir selbst die Geschichte ihres ersten Streites, der leicht so verhängnißvoll hätte werden können.

Einige Schritte von uns, in der warmen Sonne, die dem Großmütterchen wohl zu thun schien, saß diese und nickte mir beim Schluß der Erzählung zu. „Einen braveren Mann,

wie den Franz, konnte die Kosel nicht kriegen," sagte sie stolz, "aber so fleißig und zufrieden mit Allem, wie die Kosel, ist auch keine andere Frau!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie der Dichter Racine bei Ludwig XIV. in Anagnade fiel. — Ludwig XIV., der wohl ein sah, daß es einem Fürsten zum Ruhm gereiche, Wissenschaften und Künste zu pflegen und ihre Jünger zu ermutigen, erwies sich den beiden größten Dichtern jener Zeit, Corneille und Racine, sehr gnädig. Namentlich Racine war am Hofe gern gesehen, und wurde in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen schließlich sogar zum „Geschichtsschreiber des Königs“ ernannt. In dieser Eigenschaft hatte er Zutritt zu den intimen Abendcirclen des Königs, eine Ehre, die bisher am französischen Hofe noch

keinem Dichter widerfahren war. Racine's Geist, seine feinen Manieren, sein liebenswürdiges Wesen machten ihn zu einem ebenso angenehmen, als anregenden Gesellschafter, und die Langeweile jenes kleinen Hofkreises, der sich, wenn der König nichts Anderes vorhatte, in den Gemächern der Frau v. Maintenon, mit der Ludwig XIV. bekanntlich heimlich vermählt war, verammelte, war immer weniger drückend, wenn die Anwesenheit des Dichters einen frischen, geistigen Hauch in die Konversation brachte. Aber Racine hatte eine Schwäche, die für einen Höfling sehr verhängnisvoll werden kann, er war nämlich außerordentlich zerstreut. Eines Abends nun, als er wieder zu einem solchen Cercle intime befohlen worden war, wandte sich das Gespräch auf die Pariser Theater, und der König richtete die Frage an Racine, warum die Komödie jetzt so viel schlechter sei als sonst. Racine führte einige der Ursachen an, welche seiner Meinung nach diesen Rückgang verschuldeten, und gerieth allmählig, da der König mit Interesse das Thema verfolgte, so in

Eifer, daß er, vergessend, wo er war, endlich ganz unbefangene als den Hauptgrund der Verschlechterung der Komödie den Mangel an guten neuen Stücken bezeichnete, wodurch man sich genöthigt sehe, auf alte schlechte Stücke zurück zu greifen, z. B. auf die von Paul Scarron (gest. 1660), welche gar nichts taugten. Ueber das blasse, strenge Gesicht der Frau v. Maintenon flog bei seinen Worten eine glühende Röthe, und ein vernichtender Blick traf den Dichter, nicht weil er den literarischen Ruhm des kleinen Krüppels Scarron, dessen Gattin sie einst gewesen, angegriffen hatte, sondern weil er die unverzeihliche Kühnheit gehabt, diesen verpönten Namen vor den Ohren des Königs zu nennen, der nicht daran erinnert sein wollte, daß er der Nachfolger eines Scarron geworden. Niemand am Hofe hatte je gewagt, auch nur mit der leisesten Hindeutung an die Existenz Scarron's zu erinnern, denn Frau v. Maintenon wollte es der tiefsten Vergessenheit übergeben sehen, daß sie, der heute nur der Name einer Königin fehlte, einst das Weib eines obskuren Literaten gewesen

H u m o r i s t i s c h e s .



Aus dem Gebiete der Erfindungen.

Fremder: Sagen Sie bloß, wozu sind die vielen Drähte da, welche hier in Berlin über den Dächern fortlaufen? An einzelnen Plätzen sind es wohl gut hundert Stück!
 Berliner: Das sind die Drähte vom Telephon.
 Fremder: Ja, die dünnen, das glaube ich schon! Aber nun habe ich auch verschiedene dicke Drähte bemerkt; wozu sollen die denn dienen?
 Berliner: Gehören auch dazu: die sind für die Schwerhörigen!



Unnötig.

Tochter: Ach, Papa, hast Du schon das reizende Bild von Kierentnant Pumpwitz als Jodey gesehen? Ich möchte es mir wohl für's Album kaufen.
 Bankier: Ist nicht nötig; ich habe ihn bereits im Hauptbuch.

war. Der kleine Kreis der Höflinge, der an diesem Abend um den König versammelt war, hörte deshalb mit Entsetzen den verpönten Namen von den Lippen des Dichters fallen. Der König blickte finstern vor sich nieder, und Frau v. Maintenon preßte die schmalen Lippen fester zusammen. Jetzt erst kam Racine zum Bewußtsein, welches Verstoßes gegen die Hofsitte er sich schuldig gemacht, bestürzt und erschreckt blickte er hilflos umher, aber er begegnete nur niedergeschlagenen Augen und verlegenen Mienen, Niemand wollte sich seiner erbarmen und das entsetzliche Schweigen brechen, das von Minute zu Minute peinlicher wurde. Endlich sagte der König, er habe noch zu arbeiten, und entließ die Anwesenden mit einem kurzen, ungnädigen Neigen des Kopfes. Seit diesem Abend wurde Racine nie mehr an den Hof befohlen, und so sehr war Ludwig XIV. damals in Frankreich die Sonne, um die sich Alles drehte, und von deren Strahlen nicht mehr beschienen zu werden als das größte Unglück galt, daß selbst ein Mann von dem Geiste und der dichterischen Begabung Racine's über die Anagnade des Königs ganz melancholisch wurde und zu kränkeln begann. Er starb zwei Jahre darauf, 1699, ohne daß der König oder Frau v. Maintenon ihn je wieder gesehen hätten. [F. C.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 14:
 In der Gesellschaft bewache Deine Zunge, in der Einsamkeit Dein Herz.

Räthsel.

Einsilbig bin ich Dir ein treuer Freund,
 Der nach des Weges Mühen, des Tages Last,
 Dir Schlaf gewährt und die ersehnte Raft.
 Fügt Du mir eine halbe Elle an,
 Erscheine' ich gleich verächtlich, arm und klein.
 Mich zu beachten fällt Dir nicht mehr ein.
 Gesellt sich endlich noch ein Ei dazu,
 Wer' ich verhaßt und sicher lästig Dir.
 Doch ach! Der Menschheit Elend lebt in mir.
 [Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 16.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 ein jagender Erfinder.
 2. 5. 3. 6. 7. 6. 8. 9 ein deutscher Held. 3. 2. 5. 6. 8. 9 ein berühmter Römer. 4. 2. 3. 4. 8. 9 eine fremdländische Pflanze. 5. 8. 4. 6. 7 ein Edelstein. 6. 7. 1. 5. 2. 4. 2. 7 eine Freitag'sche Romanfigur. 7. 6. 3. 4. 8. 9 eine Art Lichtschein. 8. 5. 2. 7. 8. 9 ein Planet. 9. 6. 5. 6. 8. 9 ein Fisztern.
 [Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung der Charade in Nr. 14: Hofmeister.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
 Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
 Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.